

Deborah Vietor-Engländer, Alfred Kerr. Die Biographie, Rowohlt Verlag, Reinbek 2016, 717 S., geb., 29,95 €, auch als E-Book erhältlich.

Deborah Vietor-Engländer hat eine Biografie über Alfred Kerr (1867–1948) geschrieben. Sie hat mehr getan als das: Sie ist in sein Leben eingetaucht. Volführt kräftige Schwimmszüge, verweilt hier und dort. Und lässt uns den Strom spüren. Man kann sich nicht lösen. Man lebt dieses Leben mit. Selbst die Sprache steckt an: ihre und Kerrs. Eleganter ist wohl kaum eine Biografie der letzten Jahre komponiert worden.

Wir folgen dem jungen Kerr aus der Heimatstadt Breslau in die erwachende Metropole Berlin, die er erobern wollte. Das Erlebnis „Gerhart Hauptmann“ war's – 1889 –, das ihn zum Kritiker, später: zu *dem* Kritiker der Reichshauptstadt machte. Bis er herausgefordert wurde von dem jüngeren Herbert Jhering. Hieraus entspannt sich ein Kampf der (Feuilleton-)Giganten, in dem Jhering – der Eindruck drängt sich auf – das Kriegsrecht aber mehr achtete als der überschäumende Kerr. Mit Karl Kraus war das anders: Da standen sich zwei gegenüber, die auch den Griff in die unterste Schublade nicht scheuten, der eine aus purem Übermut, der andere aus galligem Neid. Maximilian Harden und Kerr mochten sich ohnehin nicht. Max Reinhardt, dessen Erscheinen er begrüßt hatte, wurde ihm mit der Zeit zum verachteten Theater-Unternehmer. Siegfried Jacobsohn, den Begründer der „Weltbühne“, nahm er als Konkurrenz nicht ernst und verfolgte ihn doch mit laut tönender Geringschätzung. Mit dem Berliner Polizeipräsidenten Traugott von Jagow und später auch mit seinem eigenen Schwiegervater, einem Staatssekretär, focht Kerr öffentliche Sträuße aus. Diese Fehden, die er zu genießen schien und in denen sachliche und persönliche Motive sich mischten, erlebt der Leser in Vietor-Engländers Erzählung nach. Wobei sie die Schwächen des Egomanen Kerr klar benennt.

Wen Kerr verwarf, der ist heute oft vergessen. (Thomas Mann und Bertolt Brecht, der Schützling Jherings, müssen als große Ausnahmen gelten.) Wen Kerr gelten ließ, der hat sich auch in der Literaturgeschichte häufig durchgesetzt: Hauptmann vor allem, doch nicht nur er. Kerr war eine Instanz und übte sein Richteramt gnadenlos – auch unbestechlich – aus. Er war eitel. Er war begehrt. Brillant. Präsent. Er war lebensfreudig und geltungssüchtig. Er war unabhängig und wollte unabhängig sein. Seine Chefredakteure wussten dies und billigten ihm Vertragsbedingungen zu, von denen andere nur träumten; seine Liebschaften – deren nicht wenige waren – spürten dies, wenn er sie verließ. Er war neugierig, auf das Leben, auf die Liebe, immer wieder auf das Neue.

Als er – im gesetzten Alter – doch noch heiratete, wurde ihm das Glück jäh genommen: Nach einem halben Jahr der Ehe fiel die junge (fast 30 Jahre jüngere) Gattin der Spanischen Grippe zum Opfer. Die Zeilen, in die er seine Verzweiflung über den Tod der Geliebten presste, sind anrührend und zeigen den oft unangreifbar Scheinenden in seiner Verletzlichkeit. Sein Schmerz mischte sich mit den politischen Wirren, mit der Revolution, die er begrüßte, mit dem Beginn der Republik, in der er durchaus kein alter Kritiker, sondern ein Freund und Förderer des Neuen sein wollte. (Piscator, nicht Brecht!) Und als solcher reüssierte.

Aus der Dunkelheit, in die ihn der Tod seiner Frau gestoßen hatte, hob ihn eine neue Liebe, eine neue Ehe. Ihr entsprossen zwei Kinder, Judith und Michael. Judith hat später mit dem Buch „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ ihrem Vater und einer Welt, die zerbrach, ein die Kinderherzen noch heute rührendes Denkmal gesetzt. Die Familie floh. Kerr verlor seine materielle Basis, seinen Sprachraum und sein Publikum. Und die Hoffnung. Ein vernichtender Verlust. Ihm, der immer ein überzeugter (aber nie ein gläubiger) Jude gewesen ist – ein deutscher Jude, wohlgemerkt, und auch ein überzeugter Deutscher –, war die Spottlust vergangen. Nun gab es Wichtigeres als das Theater. Nun ging es ums Überleben, um die eigene Würde im Exil, um die Machtlosigkeit angesichts millionenfachen Mordes und um die Kraft, mit dieser Machtlosigkeit zu leben. Um moralische Integrität (Eine Integrität, die nie-

mand weniger bewies als Gerhart Hauptmann, der von Kerr einst auf den Schild Erhobene: Auf dessen Bannfluch reagierte er in seinem Tagebuch nur mit billigen antisemitischen Plattheiten.)

1948 – nach dem Ende des braunen Spuks, als die Trümmer noch rauchten – kehrte Kerr, von den Freunden eingeladen, zu einem Besuch nach Deutschland – erste Station war Hamburg – zurück. Nach einem Schlaganfall schied er selbstbestimmt, wie es seinem Wesen entsprach, aus seinem einst so reichen Leben. Sein geliebtes Berlin sah er nicht mehr wieder. Deborah Vietor-Engländer hat nicht nur dies reiche Leben erzählt. Sie hat eine Zeit heraufbeschworen, deren Genossen wir in ihrem Buch begegnen. Hautnah. Ein Glücksfall.

Max Bloch, Köln

Zitierempfehlung:

Max Bloch: Rezension von: Deborah Vietor-Engländer, Alfred Kerr. Die Biographie, Rowohlt Verlag, Reinbek 2016, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 2017, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81786>> [29.11.2016].